

Citation style

Wein, Margarete: review of: Andrea Seidel (ed.): Manfred Lemmer, Hallisch. Aus den Schriften Manfred Lemmers zur Mundart der Stadt Halle (Saale), Sandersdorf-Brehna: Renneritz Verlag, 2018, in: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte, 27 (2020), p. 325-327, DOI: 10.15463/rec.reg.1310921793

First published: Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte, 27 (2020)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

MANFRED LEMMER: Hallisch. Aus den Schriften Manfred Lemmers zur Mundart der Stadt Halle (Saale), hg. v. Andrea Seidel, Sandersdorf-Brehna Renneritz Verlag 2018, 152 S.

Mundarten, Dialekte, Soziolekte – ein unerschöpfliches Thema. Unabhängig davon, wie viele Sprecher/innen ihrer noch mächtig sind und welche Wertschätzung sie im gesellschaftlichen Leben genießen oder welcher Missachtung sie ausgesetzt sind.

Einer der besonders unterschiedlich eingeschätzten Dialekte im mitteldeutschen Raum ist das Hallische. Wer diesen unverwechselbaren Klang hört, rümpft die Nase oder ist entzückt. Zu Letzteren zählte der weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus renommierte, im Jahr 2009 verstorbene Altgermanist Manfred Lemmer.

Nicht nur, dass er die heimische Mundart lebenslang liebte, nein, für ihn war sie ein sorgsam beackertes Forschungsfeld mit reichem Ertrag. Sie quasi wieder hoffähig zu machen und am Leben zu erhalten, war sein erklärtes Ziel. In diesem Sinne etablierte er eine Zeitungskolumne, die unter dem Motto „Betrachtungen zur haleschen Mundart“ von 1988 bis 1990 zunächst in der Liberal-Demokratischen Zeitung (LDZ) Halle, dann im Halleschen Tageblatt insgesamt 37-mal erschien. Die Beiträge werden nun nachgedruckt (S. 17-105). Außerdem enthält der Band Lemmers Aufsatz „Hallisch – gestern und heute“ (S. 106-130), zwölf bereits früher von ihm herausgegebene Mundarttexte (S. 131-145) und bibliographische Hinweise zu seinen weiterführenden Arbeiten zur hallischen Mundart (S. 149).

Am Anfang war, wie wir wissen, das Wort. Aber was für eins? Fein hochdeutsch und normgerecht ausgesprochen? Oder eher umgangssprachlich dialektgefärbt? Es muss ja kein hallisches Wort gewesen sein, fest steht indes: „De Mundarten hamm’s Bree!“ Weil es die nämlich schon vor Entstehung des Hochdeutschen und der schriftlichen Fixierung des Gesprochenen gab, und zwar ohne das heutige Hickhack um die Wertigkeit einzelner Dialekte – die im Extremfall gar als Indiz für den Intelligenzquotienten der Sprecher/innen angesehen wird. Wie absurd das ist, zeigen viele der oft klugen und hintersinnigen Texte des Kabarets „De Schnatzjer“ (Schnatzjer = Dilpsche = Spatz), das seit 1997 besteht und bis heute vor mindestens gut gefülltem, meist ausverkauftem Hause spielt. Sein Ursprung liegt bei einer Interessengemeinschaft zur Pflege der hallischen Mundart, in der sich auch Manfred Lemmer maßgebend engagierte.

Laut Lemmer ist jeder, selbst wer keine Fremdsprache spricht, zwei- bis dreisprachig. Wie das? Indem er/sie sich am Arbeitsplatz, im Büro oder bei offiziellen Anlässen der deutschen Hochsprache bedient, während zu Hause oft die Umgangssprache dominiert und man da, wo noch eine Mundart lebendig ist (vor allem in ländlichen Gegenden), diese privat als Zeichen der Zugehörigkeit pflegt.

Nicht nur den Status quo der heimatlichen Mundart sah Manfred Lemmer als Forschungsgegenstand an, auch sprachgeschichtlichen Fragen des Hallischen widmete er seine Aufmerksamkeit. So verglich er Mundarttexte mehrerer Autoren des 19. und des 20. Jahrhunderts miteinander und belegte so die beträchtlichen Schwierigkeiten bei der Suche nach einer gültigen Schriftform für Dialektwortgut. Er zitierte Reinhold Hoyer, Robert Moritz, Walter Hoë, Günter Krause und Bodo-Eberhard Lochner. Die letzten beiden, Jahrgang 1926 und 1929, kennt wohl der eine oder andere Leser noch, sie schrieben in der LDZ als „Geka“ und „Schnatzjer“; über den Erstgenannten arbeitete schon Otto Kieser, ein in Mitteldeutschland Geborener und Vater von Harro Kieser, dem Mitherausgeber des Mitteldeutschen Jahrbuches und Vorsitzenden des Stiftungsrates der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat. Das Manuskript der nach eigenen Recherchen vor Ort zusammengestellten Forschungen nahm Otto Kieser in den 50er Jahren mit „in den Westen“. Leider bestand in der alten Bundesrepublik kaum Interesse an Mundartforschung zur mitteldeutschen Region, so dass „Der hallische Mundartdichter Reinhold Hoyer und seine Werke“ 1979 lediglich als Privatdruck erschien und in der Fachwelt keine nennenswerte Resonanz fand. Lemmer kannte den Autor und die Publikation und wäre gewiss ein Fürsprecher für eine erneute Veröffentlichung derselben gewesen. Schließlich Walter Hoë: Er schrieb viele Jahre lang in den „Hallischen Nachrichten“ Beiträge in hallischer Mundart unter dem Pseudonym „Stulks“.

Vieles Hallische kommt aus dem auch als Gaunersprache bezeichneten Rotwelsch her, das seinerseits zu großen Teilen aus dem Jiddischen geschöpft hat. Interessant ist in diesem Kontext, dass der Mitteldeutsche Martin Luther 1528 unter dem Titel „Von der falschen Bettler Büberei“ die

älteste rotwelsche Wörtersammlung – den „Liber vagatorum“ von 1510 – herausgab. Aus Luthers Vorrede erfahren wir: „Es ist freilich solche rottwelsche Sprache von den Juden kommen, denn viel ebreischer Wort drynnen sind, wie denn wol mercken werden, die sich auff Ebreisch verstehen“.

Etlliche Kernwörter des Hallischen, so „Ische“, „Scheeks“ und „Schickse“, entstammen dem Jiddischen. Oft jedoch änderten sie ihre Bedeutung: Die „Polente“ etwa, hergeleitet vom jiddischen „Paltin“ (= Burg oder Palast), meinte ursprünglich die Obrigkeit allgemein, erst später wurde das Wort zum Synonym für Polizei. Auch aus anderen europäischen Sprachen wurden Wörter ins Rotwelsche und ins Hallische aufgenommen: „Uzen“ und „Quarzen“ aus dem Polnischen, „Deetz“ und „Felleisen“ aus dem Französischen, aus der Zigeunersprache „Kaff“, „Zaster“ und (rum-)„tiegern“. Letzteres bedeutet zwar wandern, herumziehen, hat aber laut Lemmer nichts mit dem Tiger zu tun.

Außer den Genannten zitierte Lemmer die Mundartdichter Ernst Bungers, Franz Weinreich und Hans Schwarz; darüber hinaus bezieht er Erkenntnisse der Mundartforscher Siegmund A. Wolf, Helmut Schönfeld und Willi Steinberg ein. Häufig geht es um Differenzen zwischen in der Stadt Halle selbst und im Umland gesprochener Mundart oder um teils gravierende Unterschiede zwischen dem, was ein „Hallenser“, ein „Hallore“ oder ein „Lattcher“ zum gleichen Sachverhalt sagt.

Mehrfach nimmt Lemmer historische Aspekte nicht nur der halleschen Mundart (bis ins 16. Jahrhundert niederdeutsch geprägt), sondern ebenso der regionalen Ortsnamen ins Visier. Im Stadtnamen Halle sieht er das Resultat einer jahrhunderte – langen Entwicklung und favorisierte – mit Blick auf ähnliche Ortsnamen in Süddeutschland (wohin die Kelten von den Germanen abgedrängt wurden) – seine keltische Abkunft. Heimatforscher finden manchen Hinweis auf die Namenswurzeln ihrer Städte und Dörfer.

Einen reichen Fundus zur halleschen Mundart stellen die von „de scepenen von Halle“ akribisch geführten Halleschen Schöffebücher dar. Die Aufzeichnungen reichen von 1266 bis 1460; mit ihnen begann die schriftliche Überlieferung des Idioms, die zwei Jahrhunderte lang auch den sich wandelnden – vor allem in der Schriftsprache schwindenden – Einfluss des Niederdeutschen dokumentierte. Sprachsoziologisch betrachtet, galt das Niederdeutsche bis weit ins 15. und sogar 16. Jahrhundert hinein (nicht nur in Halle, sondern nachweislich auch in Eisleben und in der Mansfeld-Region) als Sprache des gemeinen Mannes und wurde als Volkssprache geringer als das vermeintlich vornehme Hochdeutsch geschätzt. (S. 62 f.)

In mehreren Beiträgen geht Lemmer den hochdeutschen Lautverschiebungen und ihrem Niederschlag im Hallischen nach, teils illustriert aus dem Schaffen des Mundartdichters Reinhold Hoyer (S. 66 f., 106-110; siehe auch Otto Kieser), der selbst kein Hallenser war, sondern erst als Vierzehnjähriger für eine Barbierlehre nach Halle kam.

Wie das Hallesche bis in die Gegenwart vom Niederdeutschen beeinflusst ist, zeigte Lemmer u. a. an der Schwierigkeit, in der gesprochenen Sprache Dativ und Akkusativ sauber auseinander zu halten: Hallenser neigen mehr zum Dativ – sie „micheln“ nicht! (S. 70; weitere Belege S. 71 f.).

Auch das „Sälische“ wird erwähnt: So nannte um 1900 der Sprach- und Mundartforscher Otto Bremer (er lehrte von 1888 bis 1928 an der halleschen Universität) den an der mittleren Saale, auch in Halle, gesprochenen Dialekt, der enge Beziehungen sowohl zum Thüringischen wie zum Meißnischen aufwies (S. 74 f.). Selbst Gemeinsamkeiten mit dem Obersächsischen bestehen, vor allem in der Lexik, bis heute (S. 75 f.). Wortgut mit slawischen resp. sorbischen Wurzeln hat sich ebenfalls erhalten.

Mehrere Beiträge untersuchen den – nicht nur in Halle, doch dort besonders stark spürbaren – Einfluss der Schüler/Gymnasiasten und Studenten auf die Lexik der Allgemeinsprache; dabei nennt Lemmer Christian Wilhelm Kindeben, der 1781 als erster ein „Studenten-Lexicon“ herausbrachte, das zum Beispiel den Spotnamen „Kümmeltürken“ enthielt: Damit waren „diejenigen Studenten, welche aus der umliegenden Gegend bey Halle gebürtig sind“ (S. 82) gemeint. Selbst den Namen der halleschen „Halloren“ interpretierte Lemmer als Folge studentensprachlichen Übermuts, dem auch Kuriosa wie „Luftikus“, „Kledasche“ und „Blamage“ entsprangen.

Infolge des Zuzugs vieler Hugenotten am Ende des 17. Jahrhunderts gelangte zunehmend französisches Wortgut ins Hallische, das man oft bis heute hört (Beispiele S. 88-90). Auch Ableitungen aus dem Griechischen oder Lateinischen (S. 91 f.) finden sich. Im 19. Jahrhundert stieg die Einwohnerzahl der Stadt nochmals enorm an; die „Neu-Hallenser“ kamen aus allen Teilen

Deutschlands, mit ihnen vielfältige sprachliche Novitäten. So mutierte die „urhallische“ Mundart bald zu einer städtischen Umgangssprache, die unterschiedlichste Komponenten in sich vereint.

Die Klangfarbe des Hallischen wird am besten sichtbar (richtiger: hörbar!) in den sogenannten „Chloroform-Jodoform-Sätzen“ (Klara auf der Rabeninsel). Eine Vielzahl phonetischer Charakteristika, etwa zur Aussprache von Konsonanten, zur Ein- oder Anfügung sowie zur lautlichen Färbung/Veränderung von Vokalen und zur Bequemlichkeit der Sprecher/innen, zählte Lemmer in den Kapiteln zur „Ziwwel“ und zu der für 1991 geplanten Publikation über die hallische Mundart auf. Dieses Vorhaben wurde damals – anders als die Anfang des 18. Jahrhunderts von August Hermann Francke in Auftrag gegebene und von Hieronymus Freyer erarbeitete „Hällische Orthographie“ von 1722 – leider nicht verwirklicht, sondern wird erst mit dem vorliegenden Band Realität.

In einer seiner „Betrachtungen“ zitierte Manfred Lemmer das bereits 1931 von Walter Hoë – nach Aufzählung diverser Beispiele für Mehrfachbedeutungen hallischer Begriffe – formulierte, wenn auch nicht ernst gemeinte, so doch nicht minder umwerfende Fazit: „Wenn enne Schbrache so eenfach is, denn kannse doch ne Welschbrache wern!“ (S. 98).

Das aktuelle Buch mit ausgewählten Schriften von Manfred Lemmer zur hallischen Sprache erhellt seine großen und bleibenden Verdienste um die Mundart seiner Heimatstadt.

*Margarete Wein*